

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herald“ zu No. 51, Jahrgang 16.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebraska, den 28. August 1896.

Feuilleton.

Dönninghausen.

Roman von Claire v. Glümer

(Fortsetzung.)

Otto versuchte sich zu bezwingen; Tante Thella war jedoch aufmerksam geworden und ließ sich nicht mehr täuschen. Nach beendeter Frühstückzeit zog sie Otto, während der Freier die Zeitungen las, in eine Fensternische und sagte mit der größten Bestimmtheit: „Es hat zwischen dir und Johanna etwas gegeben — Sag mir, was es ist... Du weißt ja, wie gut ich's mit euch beiden meine.“

Otto wollte leugnen, aber dann sah er in die bittenden, liebe- und sorgenvollen Augen der Tante, erinnerte sich, wie oft sie von seiner Kindheit helfend und ausgleichend für ihn eingetreten war, und sagte sich, daß er auch jetzt keine bessere Vermittlerin finden könnte. „Du hast Recht, liebe Tante,“ antwortete er, indem er ihr die Hand küßte. „Ich will beichten, so schwer es auch ist... Du bist meine letzte, einzige Hoffnung... und wirst mir helfen, das weiß ich! und wirst mir keine Vorwürfe machen, das thust du selbst genug!“ Und nun erzählte er ihr in hastigen Worten so aufrichtig, wie er überhaupt zu sein vermochte, die Geschichte seiner Verlobung und die heutige unglückselige Waldscene.

Mit dem schmerzlichsten Widerstreit der Empfindungen hörte die alte Dame zu. Ihre Reiblichkeit, ihr Ehrgefühl empörten sich gegen den Verrath, den Otto und Magelone an Johanna verübt hatten, und doch konnte sich das nachsichtige Lantentherz bei Otto's Klagen und Selbstwürfen des Mitleids nicht erwehren, und der auch in ihr stark entwickelte Familienstolz der Dönninghausen erfüllte sie mit der Ueberzeugung, daß in diesem Konflikt wie in jedem anderen vor allen Dingen die Ehre des Namens gewahrt werden müsse. Sie war auch auf Otto's Bitte gleich bereit; das Verlöbnißwort in die Hand zu nehmen, und ging zu Johanna hinauf.

Die Fenster waren noch immer verhüllt, aber Johanna lag nicht mehr. Mit über der Brust gekreuzten Armen ging sie auf und nieder. Als die Thür geöffnet wurde, wendete sie sich um und kam der Eintretenden entgegen.

„Mein armes, liebes Kind,“ begann Tante Thella, verstummte aber, als sie selbst im Halbdunkel Johanna's Gesichtsausdruck sah. Da war keine Spur von Weichheit oder Tröstlichkeit; das blasse Antlitz war wie versteinert. Alles, was sich die alte Dame zu sagen vorgenommen hatte, paßte nicht.

„Geht es dir besser?“ fragte sie endlich, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen.

„Ja, liebe Tante, Sorge dich nicht um mich,“ antwortete Johanna mit erzwingener Ruhe.

Tante Thella seufzte; es that ihr weh, daß das junge Mädchen so wenig Vertrauen zu ihr hatte; aber das durfte sie nicht irren machen. „Komm,“ setzte sie hinzu, „ich habe mit dir zu sprechen,“ sagte sie, indem sie im Sopha Platz nahm, und als Johanna mechanisch gehorchte, fügte sie hinzu: „du brauchst dir keinen Zwang anzuthun; Otto hat mir Alles aufrichtig gestanden.“

„Aufrichtig kaum!“ sagte Johanna bitter.

„Du thust ihm Unrecht!“ rief Tante Thella. „Nicht um sich zu entschuldigen hat er gesprochen — im Gegentheil!“ Heftig angeklagt hat er sich. Wenn du gehört hättest, wie er bereut und sich nach deiner Verzeihung sehnt, du müßtest sie ihm aus vollem Herzen gewähren.“

„Ich kann es nicht!“ antwortete Johanna, ohne aufzusehen.

„D, sag' das nicht!“ rief Tante Thella. „Du kannst nicht nur, du mußt verzeihen... Beten wir nicht alle Tage: Vergiß uns unsere Schuld, wir wir vergeben?“

„Ich kann es nicht!“ wiederholte Johanna.

Eine Weile schwiegen sie Beide; dann erhob Tante Thella den schüchternen Blick.

„Verkenne mich nicht, wenn ich immer wieder für Otto bitte, sagte sie; ich fühle mit dir; ich begreife, wie dich dein Leichtsinns getränkt hat.“

„Getränkt nennst du das!“ fiel Johanna ein, „beschimpft hat er mich, daß mein Leben und meine Seele vergiftet!“

„So scheint es dir jetzt,“ sagte die Tante; „aber du wirst es anders ansehen lernen, wirst wieder anders fühlen und urtheilen. Glaub' mir Kind, Otto ist deiner Verzeihung werth... Trotz seines Leichtsinns ist er gut und wie er dich liebt.“

Johanna sprang auf.

„Tante, das kann ich nicht annehmen!“ rief sie die Hände an die Schläfen drückend. „Vergiß nicht, daß ich vor wenigen Stunden mit eigenen Augen gesehen mußte, daß Otto... daß Magelone... und du sprichst von Verzeihung, von Liebe?“ — Mir ist Alles verhaßt... das ganze Leben, ich selbst...“

Sie sank auf ihren Stuhl zurück und schlug aufstöhnend die Hände vor die Augen.

Tante Thella weinte, nach langer Pause erst sagte sie: „Wenn du mich nur aussprechen ließe... ich weiß, es würde dir wohl thun! Duälten will ich dich nicht, dir nur wiederholen, was mir Otto aufgetragen hat. „Sage Johanna“ — das sind seine eigenen Worte, aber du müßtest, um ihre volle Wirkung zu empfinden, auch seine bittenden Augen sehen und den Ton seiner Stimme hören.“

„Sage Johanna, daß ich sie mehr liebe als je, und daß ich sie geliebt habe, seit ich sie kenne...“

„O Tante!“ fiel Johanna ein, „das sagst du mir?... das soll mich trösten?... Wenn er mir sagte, Magelone's Reiz war unüberwindlich für mich; er hat die Liebe zu dir verdrängt, verlockt — das hätte ich verstanden, hätte mich, ohne Vorwurf für ihn, darinnen ergeben wie in alles Unabwendliche. Aber wenn er Magelone belogen und betrogen hat wie mich, wo ist denn Wahrheit? — Was kann ich glauben?“

„Woran soll ich mich halten?“

Die alte Dame war ratlos.

„Ich wollte, du könntest die Dinge anders ansehen,“ antwortete sie nach langem Besinnen, „und ich hoffe, du thust es mit der Zeit. Aber jetzt — was soll jetzt daraus werden, wenn du Otto's Bitte um Verzeihung nicht erfüllst?“

„Mein Bruder darf natürlich nichts erfahren...“

Johanna sah verwundert auf.

„Nichts erfahren?“ wiederholte sie. „Du glaubst doch nicht, daß ich Otto heirathen kann? — An meine Stelle ist Magelone getreten.“

„Kind, ich sagte dir ja, Otto liebt Magelone nicht!“ antwortete Thella; „und sie liebt ihn auch nicht — wenigstens nicht genug, um seinetwegen den Zorn des Großvaters auf sich zu nehmen.“ Und Johanna's Hände ergreifend, fügte die alte Dame mit flehenden, thränenvollen Augen hinzu: „Bedenke, was du thust! Das Glück und Unglück der ganzen Familie liegt in deiner Hand. Kannst du nicht vergeben, so verliert Johanna Leopold die Braut; Otto's und Magelone's Leben ist zerstört, mögen sie sich heirathen oder nicht — und mein Bruder, der nur für Glück und Ehre seines Hauses gesorgt hat, sieht in seinen letzten Lebensjahren Alles zusammenbrechen...“

„Wenn ich's ihm ersparen könnte!“ rief Johanna. Das war doch endlich ein Herzensston. Tante Thella sagte wieder Muth.

„Sobald du willst, kannst du es auch,“ sagte sie und trocknete die Augen. „Glaube mir, Kind, es liegt für den Verzeihenden selbst der größte Segen im Vergeben und Vergessen.“

„Vergeben und Vergessen!“ wiederholte Johanna. „Ja, das wäre ein Segen... aber das Vergessen läßt sich nicht erzwingen, und wenn ich auch verzeihe, jeder Bitterkeit in mir überwinde, das alte Vertrauen kommt nicht wieder...“

„Versuch' es nur erst!“ fiel Tante Thella ein. „Wie viele Frauen haben eine Herzensverirrung, eine Untreue des Mannes zu vergeben gehabt und sind wieder glücklich gewesen. Den! an das Bibelwort: „Die Liebe verträgt Alles,“

sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles, die Liebe hört nimmer auf...“

„Es heißt aber auch: sie freut sich der Wahrheit,“ sagte Johanna und ihr Gesicht nahm wieder einen mebusenhaft starren Ausdruck an. „Eine Herzensverirrung läßt sich verschmerzen — aber was Otto und mich auf immer trennt, ist seine Verlogenheit. Wenn du wüßtest, wie ich mich dadurch erniedrigt fühle, wie kleinlich, mißtrauisch, geradezu schlecht sie mich macht! — Um Magelone und sich selbst vor des Großvaters Zorn zu schützen, hat er sich mit mir verlobt — aus demselben Grunde bringt er auf Verzeihung mit mir — vielleicht, wer weiß, fällt auch der Besitz von Lantentherz mit in's Gewicht!“

„Tante Thella, sag' selbst: kann der Mann, von dem ich so denke, mein Herr sein?“

Johanna stand auf, ging an's Fenster und schlug den Vorhang zurück. Da war er wieder, der unbarmherzige Sonnenschein! Er bohrte sich ihr in Augen und Herz und zeigte ihr wieder das schrecklich-schöne Bild der Weiden unter dem wehenden Strauche. Nur das nicht mehr sehen müssen... am liebsten nichts mehr sehen...“

Eine leichte Berührung schreckte sie auf. Tante Thella war ihr nachgegangen und legte die Hand auf ihren Arm.

„Welche Antwort soll ich Otto bringen?“ fragte sie. „Sei gut, sei verständig! — Bedenke, übermorgen werdet ihr zum ersten Male aufgeben...“

„Dazu darf es nicht kommen!“ fiel Johanna ein. „Sage Otto, daß ich mit jedem Grunde einverstanden bin, durch den er, ohne sich und Magelone bloßzustellen, die Lösung unseres Verhältnisses erklären kann...“

„Du bist schrecklich,“ rief Tante Thella. „Das ist der ganze Starrsinn unseres Geschlechts, nur daß du ihn gegen Dönninghausen wendest. Aber es kann nicht das letzte Wort sein... Du wirst ruhiger werden, wirst einsehen, daß du deinen Stolz, deinen gerechten Zorn überwinden mußt... Bleib' in deinem Zimmer, ich werde meinem Bruder sagen, daß du Ruhe brauchst, und versprich mir, nicht zu übereilen... bitte, versprich es mir...“

„Sei ruhig, ich thue nichts, was Otto schaden könnte,“ antwortete Johanna. „Er selbst — das sagte ich ja schon — mag Alles ordnen. Die Schuld des Bruches will ich auf mich nehmen; aber nun laß uns nicht mehr davon sprechen, liebe Tante Thella; ich kann wirklich nicht mehr!“

Wie müde und traurig war das sonst so lebensfrische Gesicht! Tante Thella's Augen füllten sich mit Thränen.

„Wenn ich nur etwas für dich thun könnte!“ sagte sie. „Dich so allein zu lassen ist mir schrecklich... aber Otto wartet auf Antwort...“

„Otto und immer Otto!“ dachte Johanna voll Bitterkeit, im nächsten Moment überwand sie die Regung und erwiderte in milderem Tone als bisher: „Sorge dich nicht! — Alleinsein ist für mich das Beste!“

Die alte Dame zögerte noch immer.

„Du hast mich hoffentlich nicht falsch verstanden?“ fragte sie. „Du weißt, daß mir dein Glück am Herzen liegt?“

Johanna fiel der Tante um den Hals.

„Du bist gut... Du wirst mit mir Geduld haben!“ flüsterte sie.

Tante Thella ging mit erleichtertem Herzen. An Geduld wollte sie's nicht fehlen lassen, wenn sich die Weiden nur endlich wieder zusammenfanden. Und sie mußten sich finden, wenn Otto selbst seine Sache führte. Heute that er vielleicht besser, Johanna ihrem Nachdenken zu überlassen; morgen war sie ruhiger, zugänglicher — dann mochte er wieder kommen.

Aber während sich Tante Thella immer zurechtfindend der Hoffnung auf Versöhnung hingab und auch Otto's Zweifel mehr und mehr besiegte, blieb Johanna's Empfindung dieselbe. Ihr Herzensparadies war verloren, und wenn sie sich auch zur Vergebung zwang, vor dem Zusammenbrechen ihrer Verhältnisse konnte sie das nicht schütten.

Ja, ein Zusammenbrechen war es, das Weiterleben in der alten Weise unmöglich. Was sollte sie nun beginnen? Wohin konnte sie gehen? — Nach Lindenbad. — Dabei fiel ihr ein, daß man

ihr, als sie von ihrem Morgenritt zurückkam, einen Brief von Ludwig gegeben hatte — oder hätte sie das geträumt? — Nein, da lag er auf dem Schreibtische, ein großes, schmutziges Couvert mit Postmarken und Inschriften bedeckt.

Sie brach ihn auf: es war ein alter Brief — die verloren gegebene Antwort auf ihre Verlobungsanzeige.

Ludwig schrieb: „Liebe Johanna! Ich weiß, daß es ein Verlobungsangebot mit Glückwünschen zu beantworten, aber ich würde mich sowohl gegen die Wahrscheinlichkeit meines Wesens, wie gegen die Liebe zu Dir verweigern, wenn ich meine Empfindung und mein Urtheil unter den üblichen Redensarten versteckte. Hoffentlich hast Du das Vertrauen zu mir so weit bewahrt, daß Du, auch wenn dein Gefühl im Widerspruch mit mir ist, an die Redlichkeit meiner Absicht glauben kannst.“

„So möge Dir denn dies Blatt meinen Warnungsbrief bringen, die Mahnung, Dich ernstlicher zu fragen, als Du bisher gethan: ob dieser Mann wirklich im Stande ist, Deinen Anforderungen zu genügen, Dein Herz auszufüllen, Dich zu verstehen, und mit Dir Schritt zu halten. Ich, der Dich kennt wie Niemand sonst, ich sage: er ist es nicht, und bitte Dich, öffne die Augen, ehe Du Dich unauf löslich bindest. Durch die Ehe mit diesem Manne verurtheilst Du Dich selbst zu lebenslanger Einsamkeit und Entbehrung.“

„Das weißt Du auch selbst!“ Sprich doch schon der erste, im ersten Herzensjubil geschriebene Brief von dem Gefühl eines „Mangels“ in Deinem Glück. Daß Du dies Wort später zurücknimmst, kann seine Bedeutung nicht abschwächen. Du empfindest in innerster Seele, daß Du im Begriff bist, eine Mißheirath zu thun, und dein Herzensinstinkt, der höher ist alle alle Vernunft, warnt Dich davor.“

„Daß ich nicht bei Dir bin, diese leise Stimme zu unterdrücken, kann ich mir nie verzeihen. Ich mußte voraussehen, was jetzt geschehen ist, sah es auch und habe Dich in Zorn und Trotz und gekränktem Selbstgefühl verlassen, während es meine Pflicht sowohl wie mein Recht gewesen wäre, Dir zu sagen: mir gehörst Du und ich lasse Dich nicht!“

„Das sage ich auch heute, und mein Leben wird Dir beweisen, wie ernst es mir damit ist. Beharrst Du auf dem Unglückswege, der Dich von mir zu trennen droht, so wirst Du, was gelobe ich Dir und mir, diese Worte nie mehr hören, aber finden wirst Du mich zu jeder Stunde, wenn Du mich brauchst.“

„Daß Du Dich von mir verlieren konntest, ist meine Schuld. Als ich Dich bei Deinem Vater aufsuchte und fand, daß Du der Atmosphäre meines Elternhauses entwachsen warst, habe ich Dich in thörichtem, knabenhaftem Trotz von mir gestoßen und hätte Dich doch am liebsten in meine Arme gezogen, Dich von Allem, was nicht ich ist, abzutrennen.“

„Warum ich Dir das jetzt noch sage? — Weil Du in mir Bescheid wissen sollst, und weil ich Dir mit dem Beispiel unbedingten Vertrauens voran gehen will. Wir Menschen würden uns viel Schweres erleichtern, wenn wir uns weniger scheuten, uns selbst und Anderen einen Irrthum, eine Niederlage, einen Lebensrechenfehler zu gestehen; laß mich hoffen, daß Du von dieser unheilvollsten Eitelkeit und Freigebigkeit frei bist; schließe nicht geflüstert die Augen, und erkennst Du Deine Uebereilung, so mache sie wieder gut, ehe es zu spät wird. Vor Allem rede Dir nicht ein, daß Du um Deines Verlobten willen an dem gegebenen Worte festhalten mußt. Wie ich ihn beurtheile, kannst Du ihn mit aller Liebe nicht glücklich machen.“

„Wirft Du mich der Rohheit anlag, daß ich Dir das sage? — Immerhin! ich kann nicht läugnerisch lächelnd oder auch nur schweigend zusehen, wie Du in Dein Verderben gehst.“

„Oder hätte ich mich geirrt?“ Daß dieser Mann von den zierlichen Schablonenfiguren seiner Umgebung den Weg zu Dir gefunden hat, macht mich zuweilen wartend in meinem Urtheil über ihn. Sicherlich werde ich mich der besseren Einsicht nicht verschließen, und findest Du ihn dauernd Deiner Liebe

wert, ist er fähig, Dich zu würdigen, macht er Dich glücklich, so werde ich ebenso rückhaltlos sein Recht auf Deinen Besiz anerkennen, wie ich es jetzt befreite.“

Den 10. November 1874.

„Seit ich die vorstehenden Blätter schrieb, habe ich Tage und Nächte theils in den Hospitälern, theils in den ärmsten Vorstädten Bombays zugebracht. Erst seit einigen Stunden bin ich wieder in meiner Wohnung, habe mich durch Baden, Schlafen und Essen erfrischt und lehre, wenn ich diesen Brief geschlossen habe, zu meinen Kranken zurück. Diese Thätigkeit, die seit Wochen andauert — der alte, niedrig gelegene Theil der Stadt ist von einer schweren Fieberepidemie heimgesucht — macht Dir vielleicht den Seelenzustand klar, aus welchem mein Brief hervorgeht. Alles Scheinwesen ist mir noch gleichgültiger als bisher; Gesundheit des Leibes; und der Seele erscheint mir als das höchste Gut, und ich fühle mich ebensowohl dazu verpflichtet, den Unvorsichtigen zu warnen, der sich ohne Noth der Bruststätte todbringender Miasmen nähert, als dazu, den frankten Organismus in Behandlung zu nehmen.“

In diesem Sinne rufe ich Dir meine Mahnung zu, unbestimmt, ob sie Dir rauch an's Ohr klingt. Nimm sie als Warnung des Arztes ohne falsche Empfindlichkeit hin. — Eine Antwort darauf erwarte ich nur in dem Falle, daß meine Vorstellungen irgend welchen Eindruck auf Dich üben. Schweigst Du über diesen Brief, so nehme ich an, daß ich mich geirrt habe, oder daß Dir die Wahrheit lästig ist, und nie werde ich, außer wenn Du selbst darauf zurückkommst, dies Thema wieder zur Sprache bringen.“

„Ueber den Termin meiner Rückkehr bin ich noch im Zweifel. Anfänglich war sie auf nächsten März oder April bestimmt. Kann ich Dir von Nutzen sein, so komme ich auch schon früher, komme gleich, wenn Du schreibst, daß es Dir erwünscht ist. — Im andern Falle bleibe ich wahrscheinlich noch länger fort, komme wenigstens, wenn ich auch nach Europa zurückkehre, nicht in die Heimath und zu Dir, bis vernarrt ist, was mich jetzt noch schmerzt — es wäre denn, Du brauchtest den Rath oder Beistand Deines Bruders.“

Ludwig.“

„Nein, seinen Beistand nicht!“ sagte Johanna zu sich selbst, als sie die Blätter wieder zusammenlegte. Der Gedanke, ihm zu zeigen, wie sie litt, war ihr unerträglich — warum, wußte sie nicht, fragte auch nicht darnach. An Ludwig's Zuneigung, Großherzigkeit und Thatkraft zweifelte sie keinen Augenblick, und doch fühlte sie sich doppelt gebemüht, seit sie sein Urtheil über Otto gelesen hatte.

„Nein, nein, nur seinen Beistand nicht!“ sagte sie sich immer wieder, aber wenn sie den nicht annehmen wollte, durfte sie auch nicht nach Lindenbad gehen, und wo war sonst ein Asyl für sie? — Und wie bitter war es, sich hier loszureißen, wo sie trotz Allem eine Heimath gefunden hatte! — Sie brauchte freilich nur ein Wort zu sagen, um sich diese Heimath zu erhalten — aber um welchen Preis mußte das geschehen? Tante Thella hatte Recht — die letzten Lebensjahre des Großvaters durften nicht vergiftet werden; und wie sollte Johanna in diesem Hause fortleben, dessen Frieden sie gestört und dessen Kinder sie vertrieben und unglücklich gemacht hätte? Sie wußte, daß auch die Trennung von ihr dem Großvater wehe thun würde, aber leichter überwand er es doch, wenn sie sich „undankbar“ von ihm löst, als wenn er Magelone und Otto seines Namens und seiner Liebe unwürdig finden mußte... Alles Sinnen und Denken ergab immer nur das eine Resultat: daß sie gehen und die Schuld der Trennung auf sich nehmen müsse. Wie sie das anfangen und wohin sie sich wenden sollte, wußte sie noch nicht — aber auch das mußte sie finden.

Der Tag verging; Tante Thella hatte wiederholt heraufgeschickt, hatte Essen und Erfrischungen bringen und fragen lassen, ob sie kommen sollte, aber Johanna hatte gebeten, sie heute allein zu lassen, und hatte sich endlich, wie zerbrochen an Leib und Seele, auf ihr Lager geworfen.

Und dann war die Nacht gekommen;

eine Nacht ohne Schlaf, in der die Stunden langsam, langsam vorüber schlichen und jeder Herzschlag die dumpfe Qual vermehrte, unter der die Seele aufstöhnte wie in Todeschauern. Und dabei rüdte das Mondlicht über Wände und Estrich wie in jenen holden Nächten, als jedes Erwachen ein Glücksgefühl war und jedes Wiedereinschlafen süße Träume brachte. — Und dann trähten die Gähne, und das graue, kalte Morgenlicht ließ Alles noch trostloser erscheinen, und dann begann das gellende, mißtönende Sperlingsgeschrei.

Vier Uhr schlug es auf dem Schloßthurm und gleich darauf kamen leise, schlurfende Schritte von der Treppe her, an Johanna's Thür hörten sie auf, und ein vorsichtiger Finger klopfte.

„Wer ist da?“ fragte Johanna.

„Ein Telegamm für das gnädige Fräulein,“ antwortete die Stimme der Haushälterin.

Johanna nahm ihren Bettmantel um, empfing das blaue Couvert und las, an's Fenster tretend: „Isbeth tobtkrank, jammert beständig nach Dir, komme gleich.“

Helene.“

Einen Augenblick war Johanna wie betäubt, dann raffte sie sich auf — ihr Entschluß war gefaßt.

Um sechs Uhr ging der Frühzug nach Hannover, den konnte sie noch erreichen. Schnell klebete sie sich an, packte das Unentbehrlichste zusammen und besetzte den Wagen. Dann schrieb sie hastig an Otto:

„Eben bekomme ich ein Telegamm, das mich nach Hannover an das Krankenbett meiner Schwester ruft; ich fahre mit dem nächsten Zuge und gebe Dir damit eine plausible Erklärung für unseren Bruch. Aus dem Hause des „Kunstreiters“ kannst Du Dir die Braut nicht holen. Die Ausöhnung, die Du mir durch die Tante Thella vorklagen ließe, ist unmöglich; ich habe alles Vertrauen zu Dir verloren, und Du würdest mir die Waldscene nie verzeihen. Dem Großvater die nöthigen Erklärungen zu geben, muß ich Dir überlassen, und wünsche Dir im vollen Sinne des Wortes Lebenswohl.“

Mit diesem Briefe ging sie zu Tante Thella; die alte Dame lag noch zu Bett, war aber vollstänbig wach; auch sie hatten die sorgenden Gedanken nicht schlafen lassen.

„Kind, was bedeutet das?“ fragte sie, als sie Johanna reisefertig eintreten sah.

Johanna gab ihr das Telegamm, sagte, daß sie gleich nach Hannover fahren würde, und bat, den Brief an Otto zu beforsgen...“

„Fahren... ohne meines Bruders Zustimmung!“ sagte die Tante, von banger Ahnung ergriffen; „du willst doch nicht?... Du kommst doch wieder?“

Johanna wendete sich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Gerechtes Bedenken.

„Nun, lieber Freund! Was schreibst Du gegenwärtig?“

„Ein Trauerspiel — „Julius Caesar!“

„Was? Einen neuen „Julius Caesar“; aber ich bitte Dich, wozu denn? Es ist ja der alte von Shakespeare noch ganz gut!“

Sehr begreiflich.

Fremder (die Rechnung überfliegend): „Ein Beefsteak... dessen erinnere ich mich aber gar nicht mehr!“

Kellner (freundlich): „Glaub's gern! So groß sind unsere Beefsteaks auch nicht, daß man sich ihrer gleich erinnert!“

Aus dem Physik-Examen.

Professor: „Was ist der Unterschied zwischen einem Thermometer und einem Barometer?“

Schüler (in tausend Mengsten): „Das eine hängt draußen und das andere drinnen!“

Die gefundenen Bille.

Zwei Anaben fanden eine Bille. Sie theilten sie in aller Stille; Sie schmedte ihnen ausgezeichnet — Wer weiß, was später sich ereignet?